

Arzt kämpft gegen unnötige Behandlungen an

Christoph A. Meier hat die systematische Kontrolle über den Sinn von Operationen und Eingriffen aufgegleist

Von Franziska Laur

Basel. Er ist keine Minute zu spät und begrüsst mit einem festen Händedruck. Gross, grauhaarig, ein offenes Lächeln auf dem Gesicht: Christoph A. Meier ist nicht zufällig im Universitätsspital Basel als ärztlicher Direktor gelandet. Lange arbeitete er in Genf und ein Jahrzehnt lang in Zürich: «Überall wird die Überversorgung angegangen», sagt er. Und diese ist für Basel und die Nordwestschweiz eine besonders grosse Herausforderung. So holte man ihn ans Rheinknie.

«Im Grunde meines Herzens bin ich sehr liberal», sagt Meier. «Doch der Wettbewerb, so wie er jetzt im Gesundheitswesen stattfindet, ist hoch problematisch.» Es gebe von allem zu viel und es gebe immer einen, der bezahle. Und dies sei in diesem Fall schlussendlich der Prämien- und Steuerzahler.

Teures Gesundheitssystem

«Man weiss im schweizerischen Gesundheitswesen nicht systematisch, wie gut die Qualität der Behandlungen und Diagnosen ist», sagt er. Daher werden am Universitätsspital Basel neuartige Qualitätsmessungen eingeführt, sogenannte Prom (patient-reported outcome measurements).

Dies sei auch aus Gründen der Verhältnismässigkeit sinnvoll: Weltweit gesehen habe man in der Schweiz das zweitbeste Gesundheitssystem (nach Amerika), doch die Lebenserwartung sei nicht höher als in Ländern wie Italien, Spanien, Frankreich oder Japan. Kaufkraftbereinigt seien in diesen Ländern die Kosten 30 bis 50 Prozent niedriger. Und in der Schweiz selber fällt die Region Basel mit Spitzenwerten auf. Hier würden pro tausend Einwohner mehr Ärzte wirken und es gebe mehr



Christoph A. Meier will nicht einfach «Hüften nageln». Er ist nach Basel gekommen, um gegen die Überversorgung im Gesundheitssystem anzugehen.

Spitalbetten als beispielsweise in der Region Zürich. «Wir müssen uns wieder daran messen, ob das, was wir für die Patienten tun, zielführend ist», sagt Christoph A. Meier. So hat er Value Based Health Care eingeführt. Im Kern hat es den Zweck, ein patientenzentriertes Vergütungsmodell zu schaffen. Neu soll der Wert einer Behandlung anstatt die Menge vergütet werden.

Jahre nach Behandlung befragt

Doch zunächst geht es um die Erhebung von Daten. «Wir evaluieren, ob wir mit einer Behandlung oder einem Eingriff für den Patienten einen Mehrwert geschaffen haben.» Es gehe ja «nicht nur ums Überleben. Es geht auch um das Gefühl, Lebensqualität ge-

wonnen oder erhalten zu haben.» Er sei stolz, dass am Basler Universitätsspital die Prioritäten neu gesetzt wurden. In der Praxis heisst das, dass die Patienten noch bis zu zehn Jahre nach dem Spitalaustritt oder der Behandlung befragt werden. Noch betrifft das nicht alle Patientengruppen: Der Einsatz beschränkt sich vorläufig auf die Gruppen mit Brustkrebs, Prostatakarzinom Schlaganfall, Herzerkrankungen, Depressionen sowie Hüftarthrose. Weitere folgen noch in diesem Jahr.

Wenn der ärztliche Direktor allerdings mit seinem neuen Konzept in der Schweiz weibelst, so wird häufig abgewinkt: «Kein Personal für so etwas.» Das lässt Meier nicht gelten: «Spitäler in anderen Ländern machen dieselbe

Arbeit wie wir mit halb so viel Personal – allerdings mit deutlich niedrigerem Pflege- und Betreuungsstandard.» Er möchte beileibe kein Personal abbauen, doch er möchte die Prioritäten in unserem Gesundheitswesen anders, nämlich patientenzentrierter setzen: «Meiner Meinung nach sollte es für gewisse Behandlungen oder Eingriffe eine Art Garantiezeit geben – das heisst der Mehrwert einer Intervention sollte langfristig erfasst werden.» Dies sei bei einer Autoreparatur selbstverständlich: «Doch in der Medizin zahlt jemand anderes die Rechnung, auch wenn schlechte Arbeit geleistet wurde.»

Vom Sinn des Engagements von Christoph A. Meier überzeugt ist Erika Ziltener, Zürcher Patientenvertreterin. «Gemäss Studien wird zu viel und zu schnell operiert», sagt sie. Sie rät den Patienten stets, gut abzuklären, welchen Nutzen die Behandlung bringt, ob eine Operation nötig ist oder ob eine konservative Behandlung, also Physiotherapie oder Ähnliches, reicht. Die Aufklärungspflicht ist aber aufseiten des Spitals oder des Arztes.

Ärzte wollen keine Transparenz

Die Patientenvertreterin hat die Erfahrung gemacht, wie schwierig es ist, verbindliche Richtlinien für die Qualitätssicherung durchzusetzen. Im Kantonsrat sei sie bei ihren Bemühungen für eine solche Vorlage ziemlich einsam dagestanden und auch nicht durchgekommen. Jetzt wolle die FMH (Verbindung Schweizer Ärztinnen und Ärzte) offenbar gar die Patientenvertretungen nicht in der künftigen Qualitätskommission vertreten haben. Wo es um Transparenz und Verbindlichkeit gehe, würden zu viele Ärzte und weitere Fachpersonen an allen Enden und Ecken blockieren. «Es gibt viele gute Mediziner, doch es gibt halt auch

andere und der Patient ist Laie», sagt Ziltener.

Daher begrüsst sie das «Value Based Health Care»-Projekt von Christoph A. Meier. Doch nicht alle kommen ins Unispital Basel. «Es kann doch nicht sein, dass der Zufall bestimmt, ob wir als Patient auch in den Genuss von Qualität und verbindlich umgesetzten wissenschaftlichen Erkenntnissen kommen», sagt sie. Sie wird Meier in seinen Bemühungen, Spitäler in der ganzen Schweiz für sein Projekt zu begeistern, unterstützen, denn für sie gilt als oberstes Ziel: verbindliche Qualität, Kontrolle und, wenn das alles nichts nützt, Konsequenzen für die behandelnden Ärzte.

Bei der Umsetzung des Projekts ist Meier ermutigt: «Ich spreche auch mit vielen anderen Spitalern, inklusive den Unispitalern der Schweiz. Alle sind interessiert.» Der Punkt sei, dass es stets eine Person brauche, die die Sache mit Enthusiasmus vertrete. «Und da Value Based Health Care auch das eigene Schaffen infrage stellen kann, reissen sich Spitäler und wir Ärzte nicht unbedingt darum.»

Und es fehle der Druck. «Eigentlich sind die Patientenorganisationen viel zu nett mit unserem Gesundheitssystem.» Grundsätzlich sollten die Krankenkassen ein virulentes Interesse an einer strikten Überprüfung des Nutzens haben, denn so würde sich die Qualität verbessern und vielleicht würden sich auch noch Kosten sparen lassen. «Doch erstaunlicherweise ist dies nicht der Fall.» Möglicherweise locke der Umsatz mehr als der Sparwille.

«Ich wäre nicht nach Basel gekommen, wenn es geheissen hätte: Herr Meier, wir wollen noch mehr Hüften nageln», sagt er in seiner direkten Art. So war es mehr als Zufall, dass gerade er im Unispital gelandet ist.

Die Frauenlobby

Sibylle von Heydebrand lud am Montag zum Get-together – Ehrengast war Bundesrätin Simonetta Sommaruga

Von Alessandra Paone

Basel. Es ist kurz nach Türöffnung, und auf der Treppe zum Saal der Safran-zunft staut sich bereits der Frauenstrom. «Entschuldigung, dürfen wir bitte durch?» Eine festlich gekleidete Frau bahnt sich energisch den Weg durch die Menge. «Wir müssen alle auch da rauf», erwidert jemand etwas genervt. Erst jetzt fällt der Blick auf die zierliche, blonde Frau, die zum Festsaal gelotst wird. Es ist Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Lächelnd steigt sie die Treppe hoch, grüsst höflich, bedankt sich und hält kurz an, um Susanne Leutenegger Oberholzer zu umarmen. «Schön, dich zu sehen», sagt die frühere Baselbieter SP-Nationalrätin, auch als SLO bekannt.

Die Bundesrätin ist Ehrengast an diesem Montagabend, an dem die Frauen und ihre Tätigkeiten im Zentrum stehen. Es ist ein Get-together, ein Zusammenkommen bei Apérohäppchen, von knapp 280 Frauen, darunter Politikerinnen, Wissenschaftlerinnen, Vertreterinnen aus Kultur und Wirtschaft. Der Anlass findet immer Ende Januar statt und wird von Sibylle von Heydebrand organisiert – dieses Jahr bereits zum achten Mal. Aber auch zum letzten Mal. Die Arlesheimer Freisinnige und Gründerin von Frauen Basel übergibt die Veranstaltung in die Hände zweier junger Frauen: Naomi Reichlin, Vizepräsidentin der FDP Baselland, und Marie-Claire Graf.

Ein Erinnerungsfoto

Ein wichtiger Abend also für Sibylle von Heydebrand, der, so findet offenbar SLO, auch festgehalten werden soll. Mit einem Handybild, das wenig später auf Twitter erscheint. «BR Simonetta Sommaruga mit der erfolgreichen, frisch zum Dr. jur. promovierten Sibylle von Heydebrand, die den grossen Netzwerkallern ermöglicht. Danke», kommentiert SLO das Foto.

Die Stimmung steigt, der Lärmpegel auch. Es wird gelacht, getrunken und geschwätzt. Nicht nur über Politik, den



Es gibt noch viel zu tun. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (5. v. l.) mit Gastgeberin Sibylle von Heydebrand (rechts von ihr) und Nationalrätin Maya Graf (3. v. l.) und vielen anderen Frauen aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Foto Nicole Pont

Klimastreik oder das Schicksal der Jesidinnen. Die Frauen tauschen ihre Erfahrungen zu Hause mit der Familie aus. Reden darüber, wie sie ihre Rolle als Mutter und Berufsfrau verstehen. Über den Drang, alles kontrollieren zu wollen. Bei allem das letzte Wort zu haben. «Vielleicht sollten wir die Väter einfach machen lassen. Dann geht das Kind im Winter eben ohne Mütze raus», sagt GLP-Grossrätin Katja Christ später draussen vor dem Eingang, als sie auf ihr Tram wartet.

Es gibt auch Platz für Komplimente. CVP-Grossrätin Beatrice Isler sagt zu

einer Bekannten: «Du bist immer so schick angezogen. Auch heute Abend. Die Kette, der Schal, wunderschön.» Die Bekannte: «Ich bin heute Abend wohl die am schlechtesten gekleidete Frau. Aber danke, du bist ein Schatz.»

Der grosse Moment an diesem Abend gehört aber Simonetta Sommaruga. Sie hat die volle Aufmerksamkeit und gewinnt sofort die Sympathien ihres Publikums. Ein kleiner Witz gleich zu Beginn ihrer Grussbotschaft: «Letzte Woche war Bern kurzfristig ganz in Frauenhand; die männlichen Kollegen waren nämlich alle am WEF.» Lautes

Lachen. «Ich ahne natürlich, was die Spötterinnen unter Ihnen jetzt denken: Die Frauen arbeiten, während die Männer in Davos die Höhenluft geniessen.» Kleine Kunstpause und dann: «Ich hingegen würde so etwas nie denken.»

Macht und Geld

Die Bundesrätin spricht über die Lohnungleichheit, die noch lange nicht erreicht sei. Immer noch würden Frauen 20 Prozent weniger verdienen als Männer. Aber immerhin habe man Ende letzten Jahres im Parlament mit der Pflicht für grosse Betriebe zu Lohn-

analysen einen Schritt in die richtige Richtung getan. Sie sehe die bange Blicke der Frauen auf der Bundeshaustribüne heute noch. Wie sie gespannt auf das Abstimmungsresultat warteten. Sibylle von Heydebrand war eine von ihnen.

Frauen verzichten oft auf Kaderpositionen. Nicht aus Angst, ist die Bundesrätin überzeugt. Sondern weil diese Stellen, bei denen es um Geld und Macht gehe, oft auf Männer zugeschnitten seien. «Frauen müssen sich häufig zwischen Beruf und Familie entscheiden. Männer nicht. Solange es diesen Unterschied gibt, sagen die Frauen auch weniger zu.»

Frauenmehrheit

Simonetta Sommaruga schwärmt von der Zeit, als die Frauen im Bundesrat die Mehrheit hatten. Das war nach ihrer Wahl im Jahr 2010. «Ich sage Ihnen, es hat göggt.» Als sie die *Basler Zeitung* später um Details bittet, sagt sie: «Wir haben in diesem Jahr ein paar wichtige und mutige Entscheide gefällt für unser Land, so den Entscheid zum Atomausstieg.» Die Energiestrategie und auch die grosse Asylreform seien damals aufgegleist worden. «Die Offenheit für weiterreichende Überlegungen, die gleichzeitig realitätsnah, machbar und umsetzbar waren – das war in diesem Jahr sehr stark verbreitet.» Sind männliche Bundesräte denn weniger offen? «Das sind Spekulationen.»

Im letzten Jahr wurden mit Karin Keller-Sutter von der FDP und Viola Amherd von der CVP zwei Frauen in den Bundesrat gewählt. Von einem «historischen Moment» war die Rede. Für Simonetta Sommaruga ist dies aber nur ein Teilerfolg. Es sei sicher gut, dass bewusst Frauen nominiert worden seien, sagt sie. «Doch es gibt noch viel zu tun, wenn man bedenkt, dass immer noch frauenlose Kantonsregierungen existieren.» Ein gutes Netzwerk, Publizität und öffentliche Auftritte können dabei hilfreich sein. Sibylle von Heydebrands Anlass bietet auch in diesem Jahr eine gute Gelegenheit dazu.